

VON HAKAN TANRIVERDI

Lenny Pozner will nicht, dass man ihn beschreibt, niemand soll ihn erkennen können. Nur so viel: Er ist viel schlanker als vor vier Jahren, er sieht gezeichnet aus, aber seine Energie ist noch da und auch seine Wut. Er sitzt in einem Ledersessel in seiner sehr großen, sehr spärlich eingerichteten Wohnung, viele Bilder seines Sohnes Noah sind im Raum verteilt, gemalt von fremden Menschen.

Bevor der 48-Jährige über die letzten Augenblicke im Leben seines damals sechs Jahre alten Kindes erzählt, tut er so, als sei er der Attentäter, als halte er ein Sturmgewehr in der Hand. „Er schießt, schießt, schießt“, sagt Pozner, „die Kinder laufen in den Waschraum der Schule, er läuft hinterher. Schießt, schießt, schießt, die Kinder versuchen zu fliehen, trampeln übereinander hinweg.“ Aber der Waschraum ist klein, fast jeder Schuss trifft. „Als ob man auf Fische in einem vollgefüllten Bottich schießt.“ Pozner lässt die Hände sinken.

Noah und 19 weitere Kinder sterben an diesem Tag, es ist der 14. Dezember 2012, ebenso sechs Angestellte der Schule, die Mutter des Attentäters und auch der Attentäter selbst, er tötet sich nach seinem Mord an der Sandy Hook Elementary School in Newtown, knapp 100 Kilometer nordöstlich von New York. Es ist einer der schlimmsten Amokläufe an einer Schule in den USA.

Lenny Pozner hätte es noch schlimmer treffen können. Seine beiden Töchter waren auch in der Schule, sie waren „in der Gefahrenzone“, wie er sagt, aber sie kamen unverletzt davon. „Fast wäre ich zur Schule gefahren und hätte keine Kinder mehr gehabt.“ Im Bericht des Gerichtsmediziners steht, wo Noah von den Kugeln getroffen wurde. Wie so oft trug er auch an diesem Tag seinen Batman-Pullover.

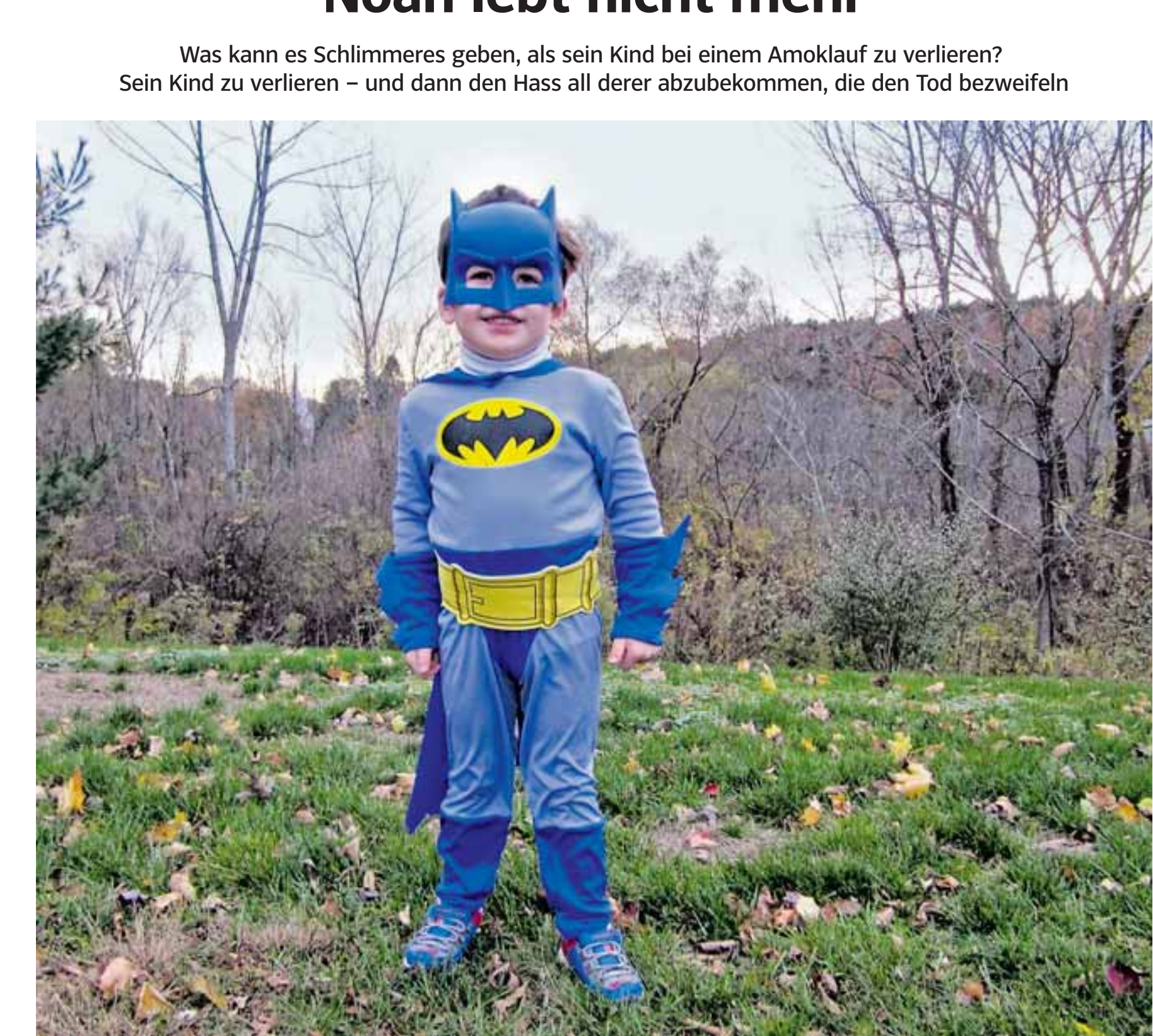
30 Tage nach dem Amoklauf tauchte das erste Video auf. Alles nur Show, wird darin behauptet

Lenny Pozner und seine schon damals von ihm getrennt lebende Frau entschieden nach dem Amoklauf, weit weg zu ziehen von Newtown, in eine andere Stadt, viele Hundert Kilometer entfernt. Von seinem Balkon aus kann Pozner über die Stadt blicken, vor der Tür stehen Palmen, Noah starb im Dezember, hier im Bundesstaat Florida gibt es keinen Winter.

Nun ist es für die meisten Menschen schon kaum vorstellbar, was es bedeutet, ein Kind zu verlieren, aber das, was Lenny Pozner seitdem durchmacht, sprengt jede Vorstellungskraft. Es dauerte nach dem Amoklauf gerade mal 30 Tage, da tauchte auf Youtube das erste Video auf. Es trägt den Titel „The Sandy Hook Shooting – Fully Exposed.“ Es ist ein Zusammenschnitt aus Interview-Schnipseln. Der Kern des Films: Das Massaker in Newtown sei nichts weiter als eine Inszenierung gewesen. Bis heute wurde das Video zwölf Millionen Mal geklickt. Auch auf der Webseite von Alex Jones, einem Radiomoderator, den das *New York Magazine* als „Amerikas führenden Verschwörungstheoretiker“ bezeichnet, wird schon zu dieser Zeit gerätselt, ob das Massaker nicht eine große Show gewesen sein könnte.

„Damit hatte ich gerechnet“, sagt Lenny Pozner heute. Vor dem Amoklauf sei er selbst anfällig für Verschwörungstheorien gewesen. An dem Tag, an dem Noah starb, habe er wohl noch eine Sendung von Alex Jones gehört. Als auf dessen Internetseite dann Inszenierungsvorwürfe auftauchten, hat er dem Moderator eine E-Mail geschrieben: „Ich bin sehr enttäuscht zu sehen, wie viele Menschen ihre Wut an Familien richten, die ihre Kinder in Newtown verloren haben.“ Jones lud ihn daraufhin in seine Sendung ein, aber Pozner lehnte ab. Er wollte mit niemandem reden, schon gar nicht mit Leuten, die den Tod seines Sohnes infrage stellen.

Verschwörungstheorien hat es schon immer gegeben, und schon immer waren viele dafür anfällig. Joe Uscinski bezeichnet



Noah wurde beim Schulmassaker von Newtown im Dezember 2012 getötet. Sein Vater kämpft bis heute gegen Verschwörungstheoretiker, die das bezweifeln. FOTO: OPH

sie als Alarmsirenen, die dann geläutet werden, wenn Menschen vor einem übermächtig erscheinenden Feind gewarnt werden sollen. Uscinski lehrt an der University of Miami und hat das Buch „American Conspiracy Theories“ geschrieben. Im Fall Newtown, sagt er, bedeutet das: Wenn Menschen behaupten, der Amoklauf sei inszeniert gewesen, dann ist die eigentliche Botschaft: „Da ist eine bösartige Regierung, die es auf ihre Bürger abgesehen hat.“

Dass es Verschwörungstheoretiker gerade auf das Massaker in Newtown abgesehen haben, liegt vor allem an dessen Bedeutung für die USA. Der Schock war damals gewaltig, Barack Obama wischte sich Tränen aus den Augen, als er vor die Presse trat. Seit Newtown fordern die meisten Amerikaner strengere Waffengesetze. Die Gesetze wurden zwar nur in einzelnen Bundesstaaten etwas strenger, aber allein die Angst vor weiteren Beschränkungen führt dazu, dass heute so viele Waffen wie noch nie in den USA verkauft werden, und sie führt auch dazu, dass Verschwörungstheoretiker der Regierung verdeckte Operationen zutrauen, inklusive „junger Schauspieler“, die sich totstellen. Und – im Gegensatz zu Verschwörungstheorien vor 30, 40 Jahren – verbreiten sich die heutigen rasend schnell durch das Internet.

Joe Uscinski hat für die Webseite *Politico* eine Rangliste erstellt. Im Jahr 2016 sei-

en Verschwörungstheorien, gerade im US-Wahlkampf, in den Mittelpunkt gerückt. „Ich habe nie eine Zeit erlebt, in der sie die Mainstream-Debatte derart dominiert haben“, sagt der Forscher. Und in Donald Trump bewerbe sich ein Mann um die Präsidentschaft, der sich sowohl als Außenseiter im politischen Mainstream inszeniert als auch Verschwörungstheorien verbreitet. Diese Mischung habe eine gewaltige Sprengkraft für eine Gesellschaft.

Im Mai 2014 wollte Lenny Pozner nicht mehr schweigen. Er hatte genug von all den Lügen über Noah. Auf dem sozialen Netzwerk Google Plus lud er Fotos seines verstorbenen Kindes hoch. Noah mit Bauarbeiterhelm, mit Schwimmflügeln, lachend in einer Hüpfburg. Es ist ein öffentlicher Traueraltar mit mehr als 100 Fotos. Auch einen Grabstein hat Pozner ins Netz gestellt, auf dem steht: „So klein, so süß, so früh.“ Die hasserfüllten Kommentare, die auch heute noch auftauchen, löscht er regelmäßig. Auf manchen Bildern trägt Pozner sein Kind auf dem Arm.

Es sind die letzten Fotos, die Lenny Pozner von sich gepostet hat. Es gibt keine jüngeren, und das soll auch so bleiben. Auch in der Stadt, in der er jetzt wohnt, gebe es Hoaxer, also Verschwörungstheoretiker. Manchmal sitze er neben ihnen an der Bar. Sie schreiben ihm bösartige und widerliche Nachrichten, erzählt er, aber sie wissen nicht, wie er aussieht. Manchmal fährt er

mit seinem Jeep ans Meer und stellt sich zwischen die Menschen. „Ich genieße es, unsichtbar zu sein.“

Im Internet aber will er sichtbar sein. Auch wenn ihm jeder, der sich mit Hassmails und Shitstorms auskennt, rät, all die Kommentare zu ignorieren. Er sollte solche „Trolle“ nicht füttern. Mit Menschen, die keine Diskussion führen wollen, sondern Krieg, könne man nicht reden.

Doch in der Zeit, als Lenny Pozner schweigt, gehen die Verschwörungstheorien weiter. Wer auf Youtube nach „Sandy Hook Hoax“ sucht, bekommt Hunderttausende Treffer angezeigt. Bilder des Tatorts seien inszeniert, Schattenwürfe auf offiziellen Fotos seien unstimmig und daher wohl gefälscht. Und außerdem: Wenn Noah erschossen worden sein soll, was sei mit seinen blutigen Klamotten passiert?

„Die Kleidung wurde, gemäß jüdischer Tradition, gemeinsam mit Noah begraben“, beantwortet Pozner geduldig solche Fragen. Er hat ein Dokument angelegt, sieben Seiten, auf denen er die wichtigsten Punkte bereits beantwortet hat. Er nimmt sein iPad in die Hand und beginnt, sich selbst zu interviewen. „Wann hast du angefangen, den Debunkern zu helfen?“ Kurze Pause. „Seit Mai 2014.“ Debunker, das sind Menschen, die sich die Mühe machen, Verschwörungstheoretiker zu widerlegen. Akribisch lösen sie jeden vermeintlichen Widerspruch auf.

Pozner glaubte anfangs, dass er die Verschwörungstheoretiker überzeugen könnte. Schließlich ist sein Kind tot. Er probierte es mit offiziellen Dokumenten und Fotos. Und er suchte sich eine Person aus, die besonders laut zweifelt – Wolfgang Halbig, 70 Jahre alt, in Deutschland geboren. Er schrieb ihm eine E-Mail mit der Bitte um ein Gespräch. Halbig trat 2014 vor dem örtlichen Bildungsausschuss in Newtown auf. Er habe 16 Fragen, sagte er, erst wenn diese zufriedenstellend beantwortet seien, sei er bereit, die offizielle Version anzuerkennen. Eine Frage lautete zum Beispiel: „Warum haben sich die Eltern von jenen zwei Kindern, die im Krankenhaus gestorben sind, geweigert, deren Organe zu spenden?“

Auf die E-Mail von Lenny Pozner antwortete eine Person im Namen von Halbig: „Wolfgang will nicht mit dir sprechen, es sei denn, du exhumierst den Körper von Noah und beweist der Welt, dass du deinen Sohn verloren hast.“

Uscinski, der Forscher aus Miami, sagt, dass Verschwörungstheorien auch dann groß werden, wenn ein Ereignis zu grausam ist. „Die meisten Menschen können sich nicht vorstellen, dass es jemanden gibt, der einem sechsjährigen Kind ins Gesicht schaut und es dann erschießt.“

Tiffany Moser ist eine dieser Personen. Im Telefongespräch erzählt sie, dass sie selbst Kinder im schulfähigen Alter hat. Sie habe sich nach zwei Jahren gefragt, wie

es den Eltern der getöteten Kinder von Newtown gehe. So sei sie auf eine sehr aktive Facebook-Gruppe gestoßen, die Newtown als Inszenierung darstelle. „Ich habe die Ideen gelesen und dachte mir: ‚Wow, was ist denn das?‘“ Sie fand es befreiend, daran glauben zu können, dass die Kinder „nicht wirklich“ gestorben seien.

Über diese Gruppe kam Tiffany Moser zu Halbig, in dessen Auftrag sie Dokumente suchte, welche die Lügen der offiziellen Stellen aufdecken sollten. Stattdessen aber merkte Moser, dass es keine Lügen gab und Halbig falsch lag. Der aber ließ sich von Argumenten nicht überzeugen. Sie trat damals aus der Gruppe aus, aber noch heute wird sie angefeindet.

Lenny Pozner begann auch damit, Administratoren von Facebook-Gruppen anzuschreiben. Aber er bekam meist die immer gleichen Nachrichten – von Menschen, die das Foto seines Sohnes als Profilbild verwenden: „Fuck you! Dein Kind ist nicht in Sandy Hook gestorben. Ich weiß, dass du ein schönes Sümchen bekommen hast, aber hier derart zu lügen?“ Auf seinem Anrufbeantworter landeten immer wieder Todesdrohungen.

Ende 2015 musste er erkennen: Aufklärung bringt nichts. Gegen Hass helfen keine Argumente

Pozner gründete eine geheime Facebook-Gruppe und lud Menschen ein, die ihm zuhören wollten. „Ich habe viele Menschen überzeugen können, die hin- und hergerissen waren“, sagt Pozner. Tiffany Moser zum Beispiel. Er sagt, dass er dennoch Ende 2015 mit dem Debunking aufgehört habe. Zuvor stellte er noch den Bericht des Mediziners ins Netz. „Ich habe lange gebraucht und sehr darunter gelitten.“ Es war einer seiner letzten Überzeugungsversuche. Sobald er den Bericht veröffentlicht hatte, fühlte er sich „frei“. Danach sei ihm bewusst geworden, dass es den Angreifern nicht um Argumente geht, sondern um Hass. Also änderte er seine Taktik.

Die, die er nicht überzeugen kann, will Lenny Pozner heute einschüchtern. Und er macht dies, ausgerechnet, indem er Verschwörungstheorien anheizt. Er weiß, dass er beobachtet wird. Alle Besucher seiner Webseite leitete er daraufhin für einen Tag direkt zum US-Geheimdienst NSA weiter. „Für die meisten Besucher auf meiner Seite war das so, als ob der Schleier sich endlich lüftet“, sagt Pozner. Plötzlich ist er nicht mehr der Mann, den man mobben kann, sondern einer, der den Schutz einer mächtigen Institution genießt, die ihre Gegner ausspionieren kann. Durch solche Aktionen, so glaubt er zumindest, „lenke ich, worüber diese Menschen reden“.

Inzwischen hat er auch seinen Waffenschein hochgeladen, und er ist mehrfach umgezogen, besitzt Postfächer an verschiedenen Orten und benimmt sich also sonst wie einer, der viel zu verschleiern hat.

Pozner war lange IT-Berater, er kennt sich aus im Internet. Nach zwei Klicks weiß er, ob es neue Videos über seinen Sohn gibt. Ein paar Klicks mehr und er weiß, wer das neueste Opfer von Verschwörungstheoretikern ist. „Die Hoaxer motiviert das Geld, das sie mit diesen Videos verdienen können“, sagt Pozner. Auch die Beschwerdeformulare für Youtube, Facebook, Twitter und zahlreiche andere Dienste hat er abgespeichert. Er meldet alles. Den Konzernen wirft er vor, dass sie lieber Geld verdienen wollen, als ihre Nutzer zu schützen. Sie treffe eine Mitschuld an dem Leid, das ihm widerfahren sei.

In manchen Momenten, wenn der Hass ihn zu viel Kraft kostet, öffnet Pozner auf seinem Computer einen Ordner mit fünf Videos und einem Foto. Auf einem Film sind Kinder zu sehen. Sie singen, klatschen, lachen. Es sind Aufnahmen der Abschlussfeier des Kindergartens. „Das ist die Lehrerin, die erschossen wurde“, sagt Pozner und zeigt auf eine Frau. Dann auf ein Mädchen und anschließend auf dasselbe Mädchen im Klassenfoto. „Sehen Sie, wie dieses Mädchen zu Noah hinüberschielte?“

Diese Videos, sagt er, wird er nicht hochladen. Die behält er für sich.

Salamitaktik

Der neue Bayern-Trainer Carlo Ancelotti redet über seinen hervorragenden Appetit und sein dementsprechend dickes Fell. Die Münchner sind erleichtert

VON MARTIN WITTMANN

Ein Trainer des FC Bayern München mag auf vielen Bühnen zu Hause sein. Nicht, weil er mag, sondern weil er halt muss. Aber auf diese Bühne hier hat ihn niemand gezwungen. Aus freien Stücken sitzt er neben dem Moderator, auf dem Tisch steht ein Buch. Vorgeblich soll es um Literatur gehen. Aber natürlich ist das Publikum aus einem anderen Grund gekommen, und natürlich weiß er das. Tatsächlich erhoffen sich die Gäste, ihm, dem Fremden, näher zu kommen, als das in einem Stadion oder vor dem Fernseher möglich ist. Annäherungsversuche über den Umweg der Kunst, auf dem jeder nur so tut, als ob. Kurz: ein Theaterabend.

Der Trainer erzählt von seinem Freund, der sich aufgrund einer Krankheit kaum mehr habe bewegen können und doch bis zu seinem Tod arbeitete. Er bewundere diesen Freund, sagt der Trainer, und das Publikum bewundert den Bewundernden. Die Bewunderung lässt nicht nach bis zum Ende des Programms, das sich ausschließlich dem Buch auf dem Tisch widmet, während die Aufmerksamkeit ausschließlich dem Mann hinter dem Tisch gilt.

Ja, so war das, vergangenes Jahr, bei einer Lesung von Pep Guardiola, damals 44, im Münchner Literaturhaus. Und so war es auch am Montag in der Münchner Muffathalle – bei der Buchvorstellung von Carlo Ancelotti, 57. Das war es aber auch schon mit den Gemeinsamkeiten.

Es fängt schon damit an, dass die Leute 2015 kamen, um einen Menschen kennenzulernen, der bereits zwei Jahre in der Stadt lebte und immer noch ein Rätsel war. Der Auftritt im Literaturhaus, wo er Gedichte seines verstorbenen Freundes Michele Marti i Pol las, machte Pep Guardiola dann noch rätselhafter.

Auf den Sehnigen folgt der Sahnige. Der sagt von sich, dass er „futtert wie ein Pferd“

Carlo Ancelotti ist erst seit ein paar Wochen in München, doch hat er in dieser Zeit schon mehr von sich preisgegeben als sein Vorgänger in drei Jahren. Dass er nun seine Autobiografie vorstellt (deren Verkaufserlös an die Stiftung seines verstorbenen Freundes Stefano Borgonovo geht, der an einer unheilbaren Nervenkrankheit litt), ist nur ein konsequentes Angebot. Es soll letzte offene Fragen beantworten statt neue aufwerfen. Wer also noch nicht wusste, dass der Italiener, wie er über sich selbst schreibt, „futtert wie ein Pferd“ und glücklich dabei ist – es steht auf Seite 57: „Im Essen bin ich italienischer Meister, Europameister und Weltmeister.“ Fußball ist in München immer großes Theater, und nach dem hageren Tragöden Guardiola folgt nun der Trainer in Gestalt des Komödianten.

Dass Ancelotti als Spieler und Trainer, zum Beispiel beim AC Mailand, dem FC



Leckerschmecker hin oder her: Bis jetzt immerhin hatte dieser Mann Erfolg im Beruf wie in der Liebe. Carlo Ancelotti am Montag in der Münchner Muffathalle. FOTO: DPA

Chelsea, Paris Saint-Germain und Real Madrid, mindestens so erfolgreich war wie als Esser, ist da gar nicht so bedeutsam. Der FC Bayern giert zwar weiterhin nach dem großen internationalen Titel. Aber das quälendere Vakuum ist in den vergangenen drei Jahren nicht in der Champions-League-Vitrine entstanden, sondern in den Herzen der Fans. Es fehlte dieser Zeit nicht an Genialität, sondern an Gefühl;

nicht an Kraft, sondern an Ruhe; nicht an Spielwitz, sondern an Humor; nicht an Hochachtung, sondern an Liebe. Nach drei kühlen, kargen Jahren sehnt man sich nach Wärme und Behaglichkeit. Da kommt der Vielfraß aus dem norditalienischen Reggiolo gerade recht.

Der Kontrast ist beeindruckend: Dem sehnigen Taktiker folgt der sahnige Bauchmensch; dem dünnhäutigen Arbeiter

folgt ein garfieldhafter Genießer mit ganz dickem Fell: Versteckt den Käse, Kater Carlo ist in town!

In Zeiten, in denen sich Fußballmillionäre und einfache Bürger immer weiter voneinander entfernen, ist die brachiale Nahrungsaufnahme als klassenübergreifende Schnittmenge nicht zu überschätzen. Der Volksmund kennt kaum einen Unterschied zwischen Appetit und Hunger. So weiß der gemeine Fan gar nicht mehr, was er sympathischer finden soll: Ancelottis Schlingen oder sein Brüsten damit.

„Das war kein Witz. Wenn ich einen Witz mache, sage ich es Ihnen.“

Die ersten zwanzig Minuten der Buchvorstellung sind ausschließlich lukullischen Abhandlungen gewidmet. Er sei als Sohn eines Bauern aufgewachsen, erzählt Ancelotti in holprigem Englisch, im Dorf habe er jeden Tag Schwein gegessen. In München fühle er sich sehr wohl, weil: „In the bayrisch food pork ist quite common.“ Erster Applaus der erleichterten Zuhörer: Endlich, ein Mensch!

Vielleicht würde die Welt weniger despektierlich über Ancelottis Futtererei und seine körperliche Grundfestigkeit witzeln, wenn er a) nicht selber andauernd darauf anspielen würde und b) weniger Erfolg bei den Frauen hätte. Aber man muss kein

Mitleid haben mit einem, der einst einer fremden Frau beim Abendessen zuraunte, und zwar auf Italienisch, so dass es ihr Begleiter nicht verstand: „Du wirst eines Tages meine Verlobte sein.“

An diesem Montagabend sitzt dieselbe Frau im Publikum, denn sie ist mittlerweile die Gattin des Italieners.

Oben auf der Bühne unterhält sich Carlo Ancelotti mit dem Sportjournalisten Ronald Reng in der Folge über die Akrobie eines Arrigo Sacchi, über das Familiengefühl beim FC Bayern und seine Abneigung gegen „Autoritarismus“. Gefragt nach seiner Arbeit sagt er: „Trainer zu sein wäre ein fantastischer Job, wenn bloß die Spiele nicht wären.“ Als er darüber referiert, dass Schweinefleisch entgegen früheren Einschätzungen doch eine gute Sportlernahrung sei und die Zuhörer daraufhin lachen, sagt er: „Das war kein Witz. Wenn ich einen Witz mache, sage ich es Ihnen.“ Nach einer guten Stunde wünscht er den Zuhörern viel Spaß auf dem Oktoberfest.

Wie viel Mass er auf der Wiesn zu trinken gedenke, wurde er bereits am Freitag gefragt. Ancelotti antwortete: „Ich weiß, wie viele Flaschen Wein ich vertrage. Aber ich weiß nicht, wie viel Bier ich schaffe.“ Der Mann, der pro Essen also nicht Gläser, sondern Flaschen leert, saß am Montag nach seiner Lesung im todschicken „Koi“ am Wittelsbacherplatz und verspeiste Izakaya – japanische Tapas mit einem gewissen Twist. Die waren auch wieder sehr lecker.